

Mut zur Demut!

Ausgerechnet am Heiligen Abend 2014 wurde ich ein Opfer meines Hochmuts. Im Gottesdienst in Bad Füssing wurde ein Krippenspiel aufgeführt, das ich mit den Konfis einstudiert hatte: „Hilfe, die Herdmanns kommen.“ In meiner alten Gemeinde war das immer ein Knüller gewesen, ein Höhepunkt im gottesdienstlichen Jahreslauf, von der Gemeinde geliebt. Als ich das nun auch in Bad Füssing zur Aufführung bringen wollte, tat ich das absolut siegesgewiss – ein Krippenspiel wie keines, dachte ich, würden die Gottesdienstbesucher denken. Das kam dann auch genau so, aber doch anders als ich gedacht hatte. Denn der Gottesdienst endete im Desaster, die Aufführung des Krippenspiels lief aus dem Ruder, es klappte buchstäblich nichts. Warum? Weil ich die Proben allzu sehr auf die leichte Schulter genommen, viel zu spät damit angefangen hatte. Die armen Konfis hatten in viel zu kurzer Zeit viel zu viel Text lernen sollen. Beim Hinausgehen ließen nicht wenige Gottesdienstbesucher ihren Missmut durchblicken, in den Tagen danach schrieb ein Gottesdienstbesucher, dass er nie wieder einen Hl.-Abend-Gottesdienst in Bad Füssing besuchen würde; die Tochter einer Kirchenvorsteherin drohte mit Kirchenaustritt. Ich schwor hoch und heilig: Nie wieder wollte ich die Gemeinde mit einem Krippenspiel behelligen – ich habe mich daran gehalten... Vielleicht haben Sie das in ihrem Leben auch schon mal so erlebt: Sie haben gedacht, das mache ich doch mit links – und dann ging die Sache komplett schief. Weil sie, wie ich, die Herausforderung auf die leichte Schulter genommen haben, weil sie hochgemut dachten, dass alle Schwierigkeiten für sie doch nur ein Klacks wären. Weil Ihnen – wie mir – die Demut fehlte. Die Demut vor der Größe und den Schwierigkeiten der Aufgabe. Die Demut vor dem begründeten Eigensinn anderer Akteure (ich hatte wohl gedacht, die Mitspieler müssten so „funktionieren“ wie ich das will und weil ich das will, sie damit aber hoffnungslos überfordernd). „Demut“ hat im öffentlichen Diskurs gerade Hochkonjunktur, insbesondere in der Politik. In einer Sendung des SWR wurde kürzlich die Demut als „neu entdecktes Ideal“ besprochen, der Buchmarkt liefert eine Fülle von Titeln zum Thema. Die katholische Monatsschrift Publik-Forum brachte ein Sonderheft heraus, dessen Titel Demut deutet: „Ein Ich, das sich nicht aufbläht“. Während ich diesen Artikel schreibe, verneigt sich die Außenministerin im ntv-Interview „in Demut vor dem Widerstandswillen der Ukraine“ nach tausend Tagen Krieg. Zuletzt hat Robert Habeck in Reden und in Social-Media von der „Demut“ gesprochen, die er auch durch seine Fehler gelernt habe. Wohingegen der bayerische Ministerpräsident diese Demut bei seinem Lieblingsgegner gerade vermisst: Dass Habeck Kanzlerkandidat wird, ist für ihn angesichts dessen Fehler ein Zeichen fehlender Demut. Wobei man sich schon fragt, wie es eigentlich um die Demut in seiner eigenen Partei und insbesondere bei deren ehemaligen Verkehrsministern bestellt ist. Haben die eigentlich schon jemals öffentlich Fehler eingeräumt? Immerhin sind sich alle Beobachter:innen einig, dass wir denen es wesentlich zu verdanken haben, dass ein Großteil unserer Verkehrsinfrastruktur, insbesondere der Bahn, so marode ist, wie er ist. Als Kampfbegriff in der politischen Arena taugt der Begriff der Demut vielleicht nicht so recht, hätten doch in der Regel viele Menschen gute Gründe, sich in Demut zu üben. Biblisch begegnet die Demut nicht so häufig, wie man vielleicht denken sollte, dennoch hat der Begriff eine enorme Wirkungsgeschichte gehabt, insbesondere als er aus dem Hebräischen und Griechischen als „humilitas“ den Weg in die lateinische Literatur der Kirche fand. So führt in der Regel des Hl. Benedikt ein zwölfstufiger Weg der Demut zur vollendeten Gottesliebe. Humilitas – reizvoll verwandt mit humus (was bei Autor:innen immer wieder Gedankengänge anstößt über den Zusammenhang von Demut und Erdboden!) – wurde dann von frühen Mönchen ins Deutsche übersetzt als Demut, das im Alt- und Mittelhochdeutschen die rechte Dienstgesinnung der Lehnsleute bezeichnete; dazu gehörte das Niederknien vor dem Lehnsherren und das Erwarten von Befehlen. Das hat oft einen Schatten geworfen auf die im Deutschen formulierten Konzepte von „Demut“. Am kommenden Sonntag gedenken wir in den evangelischen Gemeinden unserer Verstorbenen, dabei gerät unweigerlich die eigene Vergänglichkeit in den Blick, die Zerbrechlichkeit unseres Daseins. Und wir versichern uns der Verheißung Gottes, dass er nicht ein Gott der Toten, sondern der Lebenden ist, wie im Evangelium von Jesus gesagt wird. Um bei Lukas noch mit einer besonderen Pointe versehen zu werden, wenn es da heißt: „Denn in ihm leben sie alle!“ (Lk 20,38). Gibt es einen besseren Lernort der Demut als unsere Friedhöfe? Wo sonst tritt uns die eigene Begrenztheit so eindrücklich vor Augen? Wo sonst realisieren wir, dass wir alle von der Erde genommen sind und wieder zur Erde werden sollen? Wo sonst fühlen wir, dass wir als Menschen einander (nicht erst) am Ende nichts voraus haben? (Christian Leist-Bemmann)